



Mathias Ullmann

JOSEPHSMACHER

Roman



VAT

MATHIAS ULLMANN
JOSEPHSMACHER

Roman



VAT
Verlag André Thiele

© VAT Verlag André Thiele, Mainz am Rhein 2009
Lektorat und Satz: Martin Engelmann
Cover: Malika Wichtendahl, www.gestaltungsmerkmal.de
Druck und Bindung: Bookstation GmbH, Sipplingen
Alle Rechte vorbehalten.

www.vat-mainz.de

ISBN 978-3-940884-13-8

*»Mildernder Umstand, den man
vom Jüngsten Gericht anführen kann:
Wir hatten sowieso nie darum gebeten,
geboren zu werden.«*

Kurt Vonnegut, *Zeitbeben*

Eins

Mein Name ist Hartmann, Robert Hartmann.

Wenn Sie mir das jetzt nicht glauben, dann liegen Sie richtig. Ich bin Realist genug, um davon auszugehen, daß Sie ohnehin nichts von dem glauben, was ich Ihnen erzählen werde. Eigentlich könnte ich auch gleich meinen im Paß verzeichneten Namen nehmen: Vielleicht heiße ich ja tatsächlich Robert Hartmann.

Im Sächsischen gibt es eine schöne Formulierung dafür, daß man etwas völlig Sinn- und Würdeloses mit großer Ernsthaftigkeit tut: Man macht sich zum Robert. Manchmal habe ich das Gefühl, daß ich genau dies tue. Aber das ist nicht weiter schlimm. Genauer gesagt: Ich lebe davon.

Hartmann dagegen klingt gut. Das Leben ist ein einziger Härtetest – und ich komme trotzdem durch. Das Leben ist hart, Mann, aber ich bin härter. Schade, daß Hertha als Männername nicht so recht anerkannt ist.

Clemens und Claudia würden, wenn sie diesen Namen hörten, laut auflachen. Papa, du und hart! Das glaubst du doch wohl selbst nicht! Was die schon wissen. Besser ist schon, daß sie nichts wissen.

Hartmann jedenfalls kommt ganz gut hin, in jeder Hinsicht. Claudia und Clemens sind, wie Sie unschwer erraten können, meine beiden Kinder. Die natürlich auch nicht Claudia und Clemens heißen.

Sie sind Halbwaisen, soviel wenigstens ist wahr. Ich bin Witwer.

Mein Geld verdiene ich freiberuflich, überwiegend als Josephsmacher. Sehen Sie jetzt aber bitte nicht in irgendeinem Branchenbuch nach, dann schon eher in der Bibel. Ist jedenfalls kein Ausbildungsberuf.

Wissen Sie, wie oft Sie als Witwer und freiberuflich Tätiger gegenüber irgendwelchen Ämtern nachweisen müssen, daß Sie in der Lage sind, für Ihre Kinder angemessen zu sorgen? Ich sage es Ihnen: so oft, daß es Ihnen spätestens beim dritten Mal ganz gewaltig auf die Nüsse geht.

Entschuldigung. Ich verspreche, nicht mehr zu fluchen. Die Ämter tun ja auch nur ihre Pflicht. Die Leute dort machen das, was sie müssen, und sie machen es, um irgendwie durchs Leben zu kommen. Das eint uns.

Claudia ist gerade viel zu früh aus der Schule gekommen. Es gab Ärger, das ist ihr anzusehen. Sie ist kurz vorm Heulen. Ich krieg' schon raus, was sie bedrückt. Noch vertraut mir meine Tochter jeden Kummer an. Und Papa hört zu und tröstet. Man ahnt kaum, wie sehr einem Kind schon geholfen ist, wenn man ihm bloß zuhört.

Claudia ist vierzehn. Und eigentlich sollte sie jetzt ihre Geige aus dem Kasten nehmen und Fingerübungen machen, ehe sie in die Musikschule geht. In dem Zustand allerdings, in dem sie hier hereingekommen ist, ist sie dazu kaum in der Lage. Ich geh' dann mal trösten ...

Claudias Problem besteht, kurz gesagt, darin, daß Männer auch schon mit vierzehn oder fünfzehn Jahren Volltrottel sind.

Irgendein Schulkamerad hat ihr wohl unlängst heiße Blicke zugeworfen und damit das Herz gebrochen. Und

nun hat er das alles ganz schnell vergessen und sich an eine von Claudias Klassenkameradinnen rangeschmissen, weil die nämlich größere Brüste hat. Sagt Claudia.

Was ist das eigentlich für eine Welt, in welcher Männer Frauen nur danach beurteilen, wie groß deren Brüste sind? Der Junge schleppt offenbar einen Brustkomplex aus seiner Kindheit mit sich herum. Vielleicht ist er nicht lange genug gestillt worden. Oder zu lange, wer weiß das schon? Zumindest teilt er diesen Komplex anscheinend mit der Mehrheit der männlichen Bevölkerung Deutschlands.

Mit mir nicht. Ich könnte mir so etwas gar nicht leisten ... Davon abgesehen muß jeder, der auch nur halbwegs in der Lage ist, seine Augen zu benutzen, zugeben, daß Claudia wundervoll aussieht. Glücklicherweise erkennen wenigstens Frauen das sofort.

Clemens kommt heute später nach Hause, er hat Fußballtraining. Hoffentlich verstaucht oder prellt er sich nicht wieder irgend etwas, sonst muß ich noch zur Apotheke am Neustädter Bahnhof und Salbe kaufen.

Clemens ist zwölf. Er kann ein großartiger Fußballer werden. Am liebsten spielt er im defensiven Mittelfeld, wo er das gesamte Spiel vor sich hat und lenken kann. Und das macht er richtig gut. Ich sag' jetzt nicht, von wem er das wohl geerbt haben könnte.

Davon abgesehen ist auch Clemens ein bildhübsches Kind. Wenn er noch drei, vier Jahre älter wird und auch mal an etwas anderes denkt als an Fußball, dann, liebe Damenwelt, dann wird's schwungvoll. Ich sollte allerdings rechtzeitig mit ihm darüber reden, daß es bei Frauen auf die Brustgröße zu allerletzt ankommt.

Nun ja, zumindest fast zuletzt.

Nun haben Sie auch die Begründung dafür, warum ich immer in so kurzen Abschnitten schreibe: Zu mehr

komme ich in der Zeit zwischen zwei Erziehungsnotfällen einfach nicht.

Wenn die Kinder am Vormittag in der Schule sind, erledige ich die Einkäufe, wasche, mache die Wohnung sauber und koche – meist mehr als nötig. Die Hälfte davon wird dann eingefroren, damit sich die Kinder an den Abenden, an denen ich beruflich unterwegs bin, einfach etwas aus der Gefriertruhe nehmen können.

Habe ich schon gesagt, daß das Jugendamt immer ganz besonders darauf achtet, ob die Kinder nicht etwa vernachlässigt aussehen? Aber vernachlässigt sehen meine Kinder nicht aus, nein wirklich nicht.

Jedenfalls geht der ganze Vormittag für solche Dinge drauf. Nachmittags bin ich dann wechselweise Seelentröster, Nachhilfelehrer, Mediziner, Fitneßtrainer, Korrepetitor, Konzertbesucher, Schlachtenbummler, Chauffeur oder schlicht Erzieher und Papa. Sie sehen, es ist immer etwas los hier.

Es ist vielleicht nicht ganz fair gegenüber meinen Kindern, sie hier Claudia und Clemens zu nennen. Ich hätte mir auch schönere Namen ausdenken können. Clemens und Claudia, Clem und Clau – das ist nur so eine hübsche Erinnerung. Manche Dinge der eigenen Vergangenheit betteln ja förmlich darum, verwurstet zu werden. Während meiner Studienzeit in Leipzig gab es im Stadtzentrum einen An- und Verkauf für gebrauchte Möbel. In dem habe ich mir nahezu komplett meine erste eigene Bude zusammengestoppelt. Und dieser Laden hieß im Volksmund nie anders als »Klemm & Klau«. Den gibt's aber schon lange nicht mehr.

Die Namen meiner Kinder geben mir beim Schreiben die Gelegenheit, hin und wieder die Gedanken zurück zu meiner Studienzeit wandern zu lassen – manchmal bin ich ein unverbesserlicher Romantiker. Aber vielleicht

heißen meine beiden Kinder ja tatsächlich Claudia und Clemens. Oder ich habe sie mir ganz und gar nur ausgedacht. Die Kinder, nicht die Namen.

Denn wenn ich das bisher Geschriebene so ansehe, dann kann ich mich nur fragen: Ein bißchen kleiner hast du es wohl nicht? Klischeefamilie. Zwei Kinder, Junge und Mädchen. Sie schöngeistig-künstlerisch orientiert, er eher der handfeste, sportliche Typ. Und beide schön und erfolgreich, was sonst. Wirkt arg konstruiert. Das kann ich mir eigentlich nur ausgedacht haben.

Wenn es so wäre, hätte ich zumindest ein paar Sorgen und sehr viel Rennerei weniger. Ich mußte gerade mal eben in die Küche, um Scherben zusammenzufügen. Claudia ist ein einziges verheultes Elend. Beim Unterricht vorhin hat sie die Gedanken nicht von diesem Busenfeischisten freibekommen und war dementsprechend unkonzentriert. Oder einfach nur schlecht. Und zur Strafe darf sie, falls sie sich nicht gewaltig zusammenreißt, in vierzehn Tagen bei dem Stück von Pachelbel nicht die erste Geige spielen. Was ist da schon eine runtergefallene Teetasse? Papa macht's weg, Papa kauft eine neue. Aber nicht wieder in einem so ekligen Grün. Claudia konnte diese Tasse noch nie leiden. Ich weiß nur nicht, warum sie dann immer wieder diese Tasse genommen hat. Der Alltag stellt einen vor Fragen, die jeden Philosophen überfordern.

Dieses Buch schreibe ich eigentlich auch aus roman-tischen Gründen. Ich hege nämlich die altmodische Überzeugung, daß man immer schön ehrlich sein sollte. Und ich habe meinen Kindern viel zu oft erzählt, daß ich an den Abenden, an denen ich geschäftlich zu tun habe und nicht zu Hause sein kann, Recherchen durchführen muß. Und daß ich vielleicht irgendwann aus dem, was

bei den Recherchen so nebenher anfällt, ein Buch mache. Gesagt ist gesagt. Recherchen habe ich im weitesten Sinne ja wirklich angestellt. Und das mit dem Buch, das hole ich jetzt nach.

Wenn ich an meine Kinder denke, dann ist das, was ich hier schreibe, allerdings kein Lesestoff, den ich mir für die beiden wünschen würde. Man kann es sich leider nicht immer aussuchen.

Heute ist so ein Abend, wie ich ihn liebe. Es ist Juni. Ich habe in den kommenden zwei Tagen keine Aufträge, die Kinder liegen im Bett und schlafen. Es ist noch gar nicht so spät. Und bis auf die Teetasse sind keine weiteren Dinge zu Bruch gegangen.

Ich kann mich in aller Ruhe auf meinen Balkon setzen. Aus dem Kalahariladen habe ich mir eine schöne Flasche südafrikanischen Pinotage mitgebracht, der atmet schon in der Karaffe. Genau das richtige, um allmählich den Sommer einzuläuten und damit die Rotweizeit zu verabschieden. Ich zünde mir eine Zigarette an. In der Wohnung rauche ich nicht, wegen der Kinder. Aber hier auf dem Balkon, da gönne ich mir das hin und wieder.

Seit die Autobahnumgehung für Dresden fertig ist, geht auch nicht mehr der gesamte Transit zwischen Balkan und Nordkap in fünfzig Meter Entfernung an meiner Wohnung vorbei. Man hört Vögel, morgens und abends, man stelle sich das vor! Das einzige, was noch nervt, sind die Krankenwagen bei Nacht, deren Fahrer ich im Verdacht habe, daß sie die Sirene hauptsächlich anschalten, um selbst nicht einzuschlafen.

Andererseits könnte es ja passieren – es darf natürlich niemals passieren, aber die Möglichkeit kann man ja leider nicht ausschließen –, es könnte also passieren, daß sich Clemens beim Fußball einen unheimlich komplizierten Beinbruch zuzieht. In diesem Fall wäre ich dann

für doppelte Sirenenbestückung auf dem Krankenwagen. Und jaulende Motorradeskorte. Mindestens. Oder besser gleich den Rettungshubschrauber.

Wenn alles gut geht, dann hat Claudia große Chancen, es in der Musik weit zu bringen. Allerdings weiß ich nur allzu gut, was alles dazwischenkommen kann.

Jetzt hören Sie aber bitte auf, genervt zu gucken, von wegen: Der Typ hält sich für allwissend. Hören Sie: Ich bin alleinerziehender Vater. Ich bin Ossi. Ich bin Freiberufler. Ich sehe in jeder paradiesischen Aussicht das Loch in der Pappe, welches diese Aussicht als billige Theaterkulisse entlarvt. Ich sehe in jedem fetten Wurm den Haken. Selbst wenn gar keiner drin steckt.

Jedenfalls versuche ich, mir über die Probleme im klaren zu sein, welche kommen könnten, und wenn sie nicht kommen, um so besser. Für Pessimisten ist Unrechthaben etwas sehr Erfreuliches. Nicht unwahrscheinlich ist, daß Claudia ein völlig unmusikalischer Trampel über den Weg läuft, dem ihre Körbchengröße ausreicht und in den sie sich unsterblich verliebt. Und schon ist ihr die gesamte Musik aber so was von egal. Dabei hat das Mädchen Talent, richtiges Talent. Sie schafft es, sich in die Musik hineinfallen zu lassen – vom ersten Ton an alles Störende um sich herum zu vergessen.

Nun ja. Fast immer schafft sie das.

Einmal, als die Agentur ziemlich generös war und ich mehr Aufträge als üblich erledigt hatte, haben wir eine echte Opel-Geige für Claudia gekauft. Das Instrument hat einen Klang, daß einem schon beim Stimmen Glückstränen kommen.

Gut, ich gestehe, daß sie das musikalische Talent nicht von mir geerbt hat, sondern von ihrer Mutter. *Best of both worlds*. Ist eben ein Glückskind.

Geigerinnen in Claudias Alter haben es ohnehin ziem-

lich schwer, einen Freund zu finden, der den Fleck an der linken Seite des Halses, der unweigerlich dort entsteht, wo die Geige anliegt, nicht für den Knutschfleck eines anderen Jungen hält. Wenn ein Bursche nun aber halbwegs Interesse für Musik zeigt, und wenn's auch nur Pop ist, dann läßt sich dieses Mißverständnis sicher einfach ausräumen.

Ansonsten: Wußten Sie, daß wahrscheinlich nur ein Bruchteil aller Musiker das Rentenalter bei akzeptabler Gesundheit und Arbeitsfähigkeit erreicht? Haben Sie schon mal was von Tinnitus gehört? Oder von Arthrose? Fragen Sie mich ruhig, ich kenne mich damit inzwischen aus. Irgendwas muß ich bei meinen dauernden Bibliotheks- und Archivtagen schließlich lesen. Ich kann nur sagen: Man macht sich keine Vorstellung!

Dabei geht es Claudia im Vergleich zu Clemens ja noch geradezu goldig. Der Junge hat das Zeug zum Fußballprofi. Sein Trainer hat mich jedenfalls unlängst beiseite genommen, um mir mitzuteilen, daß der Junge ab Herbst seinem Himmel ein ganzes Stück näher kommen könnte. Irgendwelche Talentesucher von Dynamo wollen ihn unter die Lupe nehmen. Also informiere ich mich seit einiger Zeit sehr genau darüber, was in so einem kleinen Fußballerbein alles kaputtgehen kann. Da gibt es jedenfalls jede Menge Menisken, Adduktoren sowie Kreuz-, Quer- und Syndesmosebänder, die an- oder abreißen können, und zu allem Überfluß lauert hinter jeder Ecke auch noch das Gespenst des Ermüdungsbruches, um sich auf den nächstbesten Knochen zu stürzen. Von lächerlichen blauen Flecken oder geprellten Schienbeinen fange ich gar nicht erst an. Ich rede auch nicht von solch geheimnisvollen und perfiden Erscheinungen wie dem Pfeifferschen Drüsenfieber, welches sich offenbar ganz besonders gern Sportler als Opfer aussucht.

Mit Fußballerbeinen und den sie begleitenden Gefahren kenne ich mich inzwischen ebenso gut aus wie mit Musikerkrankheiten. Die Neurosen alleinerziehender Väter sind ein weites und in der Wissenschaft noch nahezu völlig unerforschtes Gebiet. Ob mich jemand zu einer zweiten Dissertation zuläßt? Ich bin da immerhin Experte.

Oh ja, ich habe einen Dokortitel. Obwohl mir das manchmal eher peinlich ist. Aber was soll man machen, vom Peinlichsein alleine wird der Titel ja nicht ungültig, und zurückgeben möchte ich ihn dann auch wieder nicht.

Mal angenommen, ich bekäme einen Job bei Infineon, dann wäre der Titel alleine schon ein paar Extrascheine pro Monat wert. Der Titel zählt. Wofür man ihn bekommen hat, das interessiert keinen. Aber dazu später.

Vielleicht geht ja auch alles gut, und in drei oder vier oder fünf Jahren sind meine Kinder soweit, daß sie für ihren eigenen und auch noch für meinen Lebensunterhalt sorgen können. Dann könnte ich mich zur Ruhe setzen. Ich stelle mir schon den Triumph vor, wenn ich dem Finanzamt mitteile, daß ich von nun an gedenke, von den Einnahmen meiner Kinder zu leben. Ha!

Im Moment allerdings erkundigt sich eher das Jugendamt beim Finanzamt, ob denn meine Einkünfte als Freiberufler auch ausreichen, um den Lebensunterhalt meiner Kinder zu bestreiten.

Das heißt: Ich weiß nicht wirklich, ob das Jugendamt so etwas Niederträchtiges tut, ich könnte es mir allerdings vorstellen. Natürlich könnte ich auch gezielt beim Jugend- oder Finanzamt anfragen, aber ich kenne mich selbst zu gut: Wie auch immer die Antwort lauten würde, ich würde sie nicht glauben. Und die Vorstellung, Jugendamt und Finanzamt könnten Hand in Hand den Bürger Hartmann regelmäßig unter die Lupe nehmen, ob

er denn in der Lage ist, für seine Kinder vernünftig zu sorgen, diese Vorstellung hat sich inzwischen zu einer angemessen effektiven Triebfeder meines gesamten Handelns entwickelt. *Sie könnten* – das genügt. Ist ja auch alles in Ordnung. Das Amt hat nun einmal ein Interesse daran, daß meine Kinder nicht verwahrlosen. Immerhin sind sie noch nicht volljährig. Ich habe übrigens immer ein paar Bilder von meinen Kindern mit dabei. Diese Bilder sind so etwas wie ein Befähigungsnachweis, mit verwahrlosten Kindern wäre das nicht zu machen.

Oh, glückliches Alter der noch nicht Volljährigen. Beim geringsten Anzeichen von Verwahrlosung darf das Jugendamt einschreiten und das Kind dorthin schaffen, wo der Verwahrlosung erfolgreich Einhalt geboten wird. Ist man allerdings durch einen blöden Zufall gerade einen Tag älter als volljährig – tja, wenn man dann auch beim besten Willen und mit aller Mühe nicht genug auf die Reihe bekommt, um durch das Leben zu kommen, dann hat man einfach Pech gehabt. Dann darf man mit dem allerbesten Gewissen verwahrlosen und es kümmert keine S...

Hoppla. Noch mal gut gegangen. Der Rotwein. Ich wollte ja nicht fluchen. Es ist ja auch nicht so, daß das Jugendamt dauernd vor meiner Tür steht, oder daß das Finanzamt mir jede Woche einen Brief schreibt: Lieber Herr Hartmann, das Jugendamt ist sehr besorgt, weil die von ihnen vorgelegten und von uns an das Jugendamt weitergeleiteten Einkommensnachweise in keiner Weise ausreichend erscheinen, ihre Kinder vor der Verwahrlosung zu bewahren.

Es ist eigentlich alles in bester Ordnung. Eine Witwerrente bekomme ich übrigens auch noch. Und natürlich das Kindergeld.

Ich habe mir gerade das dritte Glas Wein einge-

schenkt. Herrlich. Wenn ich einen Auftrag habe, dann trinke ich im Normalfall achtundvierzig Stunden vorher keinen Tropfen Alkohol, und geraucht wird auch nicht. Eine gute Auftragslage für mich ist immer eine schlechte Auftragslage für einige Dresdner Einzelhändler.

Aber dieser Wein ist viel zu gut, um ihn einfach so gedankenlos nebenher wegzutrinken. Also werde ich jetzt den Stift beiseite legen und langsam, ganz langsam am Pinotage nippen, bis es von der Dreikönigskirche Mitternacht schlägt. Und dann werde ich mich schnellstens ins Bett verkriechen. Oder was meinen Sie, wer meinen Kindern morgen das Frühstück macht?

Sechs

Ich vermute, Sie haben jetzt eine etwas schiefe Vorstellung von meiner Geschäftstätigkeit. Da trifft es sich ganz gut, daß ich heute abend einen Termin habe, denn beim Erzählen darüber kann ich Ihnen gleich die wichtigsten Zusammenhänge erläutern.

Wobei es mir nicht sehr angenehm ist, daß ich gerade heute abend weg muß, heute würde Clemens mich brauchen. Das würde er selbst zwar nie zugeben, aber es ist so.

Clemens hat sich gestern abend verletzt. Bei diesem Fußballturnier in Diesbar-Seußlitz lief zunächst alles wunderbar, bis er im Finale aufschrie und sich an den rechten Oberschenkel faßte. Die erste Diagnose des Betreuers: Im günstigen Fall nur eine Zerrung, wenn's aber schlimm kommt, ist die Faser gerissen. Ich muß nachher erst einmal mit ihm zum Arzt.

Wenigstens hatte Clemens noch eine kleine Genugtuung: Bis zu seinem Ausscheiden hat seine Mannschaft mit eins zu null geführt, doch als er draußen war, haben sie zwei Gegentore gefangen und so das Endspiel vergeigt. Clemens hat alles Recht der Welt anzunehmen, daß das nicht passiert wäre, wenn er durchgespielt hätte.

Die Späher von Dynamo, die bei dem Turnier dabei waren, hatten wohl auch bis dahin schon genug gesehen, jedenfalls kam anschließend einer von ihnen zu mir und sagte, wenn Clemens' Verletzung abgeheilt sei, dann könne er bei Dynamo anfangen. Und ob es denn das erste

Mal wäre, daß er sich den Oberschenkel gezerzt habe – nicht, daß da schon eine die Karriere ernsthaft gefährdende Verletzungsneigung vorliege.

Jetzt müssen sich die beiden Vereine wahrscheinlich noch über die Ablösesumme einigen. Und auf mich als fest angestellten Chauffeur.

Du liebes Bißchen!

Ich sollte in meinen freien Stunden der nächsten Wochen besser nicht hier herumkritzeln, sondern statt dessen Bücher über Vertragsrecht und dergleichen pauken.

Vielleicht kann ich ja auch umsatteln auf Spielerberater? Und wenn ich meinen Sohn gut manage, dann steht bald ganz Dynamo Schlange bei mir!

Ein Glück ist es aber doch, daß es nur Dynamo ist, die Interesse an ihm haben. Man stelle sich vor, der Junge wäre von Borussia Dortmund entdeckt worden – oder gibt es einen Verein, der noch weiter weg ist von Dresden? Alemannia Aachen vielleicht, oder Kickers Emden. Und wenn die eine höhere Ablösesumme bezahlt hätten, dann würde Clemens ab Herbst wahrscheinlich in ein Internat ziehen, sechshundert Kilometer entfernt von zu Hause. Das stelle ich mir besser nicht vor.

Und wenn wir alle dorthin ziehen würden? Aber ehe ich in Dortmund so ein Netzwerk wie hier in Dresden geknüpft habe, das dauert Jahre. Wenn es überhaupt klappt. Und die Biologie arbeitet, zwar langsam, aber unerbittlich.

Fürs erste ist der Junge aber außer Gefecht gesetzt. Der Muskel ist gezerzt, hat der Arzt festgestellt. Zwei bis drei Tage Ruhe, dann alles ist wieder gut. Keine karrierefährende Verletzungsneigung.

Also, Jana kannte mich. Was in diesem Fall aber nicht einmal den Ausschlag gegeben hat. Das Entscheidende

war, Jana kannte meine beiden Kinder. Sie hatte mit regem Interesse zugesehen, wie beide von kleinen Engeln zu großen Engeln heranwuchsen.

Und was mich anbetrifft: Als Guinn starb, war ich siebenunddreißig, und gewisse Bedürfnisse hatten sich ja nicht einfach in Luft aufgelöst. Immer nur Selbstbedienung soll zwar gut für die Phantasie sein, ist aber auf die Dauer langweilig. Ein Bordell habe ich noch nie von innen gesehen, ich habe mir noch nie ein Damenprogramm nach Hause kommen lassen, und die Telefonnummern im Nachtfernsehen finden in mir auch kein wirklich interessiertes Zielpublikum.

In der Konsequenz hätte ich mir über kurz oder lang eine Frau suchen müssen. Aber der ganze Streß, eine funktionierende Beziehung aufzubauen, diese ganze Aufregung tagein, tagaus – danach verspüre ich selbst heute noch keine wirklich ausreichend große Sehnsucht. Und außerdem stiehlt es nur Zeit, die den Kindern gehört.

Jana hingegen, ich habe es erwähnt, kennt jede Menge wichtige Männer aus Politik, Wirtschaft und Kunst.

Und sie kennt die Frauen dieser Männer.

Jana ist so unglaublich vertrauenswürdig, es war alles andere als Zufall, daß ich mich bei ihr ausgeheult habe – das machen nämlich alle. Das ist Janas Glück und auch so etwas wie ihr Erfolgsrezept.

Unter den vielen Frauen, die Jana kennt, waren auch einige, die ihr auf diese Art anvertraut hatten, daß sie gerne ein Kind haben würden. Andere wollten ein weiteres Kind. Und aus Gründen, die man zum Teil nachvollziehen kann, die man andererseits aber lieber nicht nachvollziehen sollte, wollten all diese Frauen das Kind nicht unbedingt von ihrem eigenen Mann.

So, und nun zählen Sie bitte einmal eins und eins zusammen.

Clemens hat Besuch. Ein Mädchen aus seiner Klasse, eine Jeanette, ist gekommen, um ihm zu erzählen, was er so alles verpaßt hat heute in der Schule, und um mit ihm die Hausaufgaben zu besprechen.

Nettes Mädchen. Ich kenne sie, ich bin schließlich im Elternbeirat der Klasse meines Sohnes. In dem der Klasse meiner Tochter übrigens auch. Das überrascht Sie jetzt aber nicht wirklich, oder?

Jeanette ist hübsch, soweit man das bei einem zwölfjährigen Mädchen sagen kann, aber sie hat wahrscheinlich einen entscheidenden Makel: Sie interessiert sich nicht im geringsten für Fußball.

Womit für Clemens der Fall im Grunde erledigt sein dürfte. Denn wenn ein Mädchen bei ihm eine Chance haben möchte, dann sollte sie zumindest die Namen aller Spieler aller sechsunddreißig Klubs der ersten und zweiten Bundesliga auswendig kennen. Na gut, wenn sie wirklich sehr hübsch ist, tun's vielleicht auch die Stammspieler. Ist doch eigentlich schön, wenn die Präferenzen so klar geregelt sind, oder? Allerdings wird sich das noch ändern, ganz sicher. Ob es sich zum Besseren ändert, das sei dahingestellt.

Ich werde jetzt natürlich nicht in sein Zimmer gehen, um unter irgendeinem Vorwand nachzuschauen, ob die beiden auch wirklich Hausaufgaben machen. Mein Gott, wie habe ich meine Eltern in solchen Augenblicken verflucht!

Statt dessen nervt Claudia. Die hat eben von Sophie aus angerufen und will dort bis zum Abend bleiben. Außerdem hat sie mir mitgeteilt, daß sie Rebekka und Sophie endlich zu uns zum Abendessen einladen möchte: »Du kochst doch so gut, Paps. Und für Gäste zu kochen macht dir gleich doppelt so viel Spaß. Streite es nicht ab, das

hast du selbst gesagt! Ich weiß ja, daß es heute nicht geht. Aber vielleicht morgen? Bitte!«

Woher soll ich wissen, ob ich morgen abend Zeit habe? Ich muß doch erst einmal den Verlauf des heutigen Abends abwarten.

Aber, wenn es Claudia so schrecklich wichtig ist: Gut, ich werde versuchen, mich für morgen abend frei zu machen.

Ich sollte mir allmählich Gedanken darüber machen, wie ich künftig meiner Tochter gegenüber ein energisches Nein durchsetzen kann.

So, inzwischen dürften Sie vielleicht die kleine Rechenaufgabe von vorhin gelöst haben. Ich möchte eins klarstellen: Ich bin kein Callboy, kein Prostituirter. Ich mache das nicht, damit die Frauen ihre sexuellen Phantasien ausleben können oder das ausprobieren, was sie sich mit ihrem Mann nie trauen würden. Ganz im Gegenteil, hier geht es um eine ziemlich ernste und große Sache.

Sagen wir es so: Heldenhaft stemme ich mich mit meinen bescheidenen Mitteln der Vergreisung unserer Gesellschaft entgegen.

Die beiden machen jetzt aber doch sehr lange Hausaufgaben. Vielleicht sollte ich tatsächlich mal nachsehen? Ich könnte ja fragen, ob der arme verletzte Junge was zu trinken haben möchte ...

Als Jana mich getestet hat, da hat sie sich natürlich kein Kind von mir machen lassen. Sie wollte lediglich ausprobieren, ob ich auch in der Lage wäre, einen entsprechenden Auftrag handwerklich zufriedenstellend zu erledigen. Wie ich bereits sagte: Sein Handwerk kann man gar nicht gut genug beherrschen.

Wenn es um eine Angelegenheit von zwei Minuten ginge, und mehr ist biologisch ja auch nicht erforderlich, dann könnten die entsprechenden Frauen auch ihren eigenen Ehegatten bemühen. Von dieser Sorte laufen genug Kinder herum. Manchmal glaube ich, daß man vielen Kindern die Schnelligkeit ihrer Zeugung anmerken kann. – Wie Sie sehen, könnten meine Kenntnisse der Psychologie durchaus von 1894 stammen.

Jana jedenfalls war nach dem Test von meiner Qualifikation überzeugt.

So viel kann ich immerhin ohne Übertreibung behaupten: Die Frauen, die das möchten, bekommen von mir das volle Programm geboten. Die meisten wollen es.

Jana hat mich dann losgeschickt zum IQ-Test, zum AIDS-Test, zum Test, daß keine tickenden Zeitbomben in Form heimtückischer Erbkrankheiten in mir schlummern, und diese Zettel hab' ich bei Geschäftsterminen dieser Art immer mit dabei, ebenso wie eine Auswahl von Fotos meiner Kinder von kurz nach der Geburt bis heute.

Die Ergebnisse all dieser Tests besagen in etwa, daß es bei mir tatsächlich auf die inneren Werte ankommt. Ich trage eine Erbmasse spazieren, die ist vom Feinsten. Daß man mir selbst davon nicht viel anmerkt, das liegt daran, daß ich nur so etwas wie der getreue Bote bin. Ein Geldbriefträger ist meist ja auch nicht gerade reich. Und um ihre volle Sprengkraft zu entwickeln, muß sich diese Erbmasse natürlich auch noch mit der einer wundervollen Frau verbinden. Nun sagen Sie selbst: Welche Frau würde das nicht für sich in Anspruch nehmen?

Übrigens testet mich Jana nach wie vor etwa einmal im Jahr. Um ein Produkt überzeugend vermarkten zu können, muß sie natürlich selbst von dessen Qualität überzeugt sein.

Wenn sich eine Frau bei Jana gemeldet hat – ich selbst habe keinerlei Ahnung, wie und wann Jana solche Gespräche führt –, dann geht für mich die Arbeit los.

Jana setzt tatsächlich etwas auf, was sie einen Vertrag nennt, mit dessen Unterzeichnung die Frauen auf sämtliche rechtlichen Ansprüche gegen mich und sie verzichten. Nach erfolgreicher Zeugung des Kindes verschwinde ich dann aus dem Leben der entsprechenden Dame, als hätte ich nie existiert.

An all diesen Festlegungen können Sie sehen, wie vertrauenswürdig Jana für die Kundinnen ist.

Die Frauen wollen ein Kind. Sie wollen ein wunderschönes Kind. Sie wollen ein Kind mit erstklassiger Erbmasse: Und das bekommen sie von mir. Man könnte mich also mit vollem Recht als Babydesigner bezeichnen. Ja, das gefiele mir – zumindest als Berufsbezeichnung – sehr gut.

Nehmen Sie nur mal Melissa Etheridge. Als die gemeinsam mit ihrer Freundin ein Kind haben wollte, da haben sich die beiden auch gezielt den David Crosby ausgesucht. Cooler Musiker, gefühlvoller Sänger, der Schnauzbart eher grenzwertig, aber ansonsten von der Erbmasse her alles wahrscheinlich sehr solide.

Ich selbst habe auch schon solche Fälle gehabt, bei denen gleich zwei Frauen die Auftraggeber waren, und ich gebe zu, diese Fälle waren mir bisher die Liebsten. Der Streß ist viel geringer. Ich komm' noch mal drauf zurück.

Diese Fälle sind aber leider sehr selten. Für die anderen Fälle, da hab' ich, wie Sie wissen, eine Berufsbezeichnung gefunden, welche nicht ganz so schmeichelhaft ist: Josephsmacher.

Die Frauen bekommen von mir einen perfekten Rohstoff verabreicht. Was allerdings später draus wird, ob ein

Engelchen oder ein nervendes, quengelndes, verzogenes Ekelpaket – dafür übernehme ich keine Garantie. Die Bedeutung der Erbmasse wird sowieso etwas überschätzt, finde ich. Zu meinem Glück wird sie das.

Irgendwann jedenfalls hat Jana mit der Frau alles Wichtige geklärt, und dann kommt der Moment, in dem ich mich mit der potentiellen Mutter eines meiner Kinder treffe. Von da an liegt die ganze weitere Organisation in meiner Hand.

Im üblichen Fall treffen wir uns erst einmal in einer kleinen gemütlichen Gaststätte.

Und damit geht die Arbeit schon los. Ich kann ja nicht jedesmal in die gleiche Gaststätte gehen, und sei sie auch noch so schön und verströme sie auch eine dem Näherkommen noch so dienliche Atmosphäre. Da könnte eine anzügliche Bemerkung eines plump vertraulichen Kellners: »Und für Sie wie immer?« alles kaputtmachen, noch bevor überhaupt etwas angefangen hat.

Ich muß also für das erste Treffen möglichst jedesmal eine neue Gaststätte ausfindig machen, wo man ungestört sitzen kann, nicht zu nobel und nicht zu rustikal, ruhig und doch nicht so totenstill, daß man sich wie unter Beobachtung fühlt. Diese Gaststätten teste ich erst einmal allein, ehe ich dort ein Treffen stattfinden lasse. Und dann muß ich immer noch ein oder zwei Alternativen parat haben, falls der entsprechenden Frau im letzten Moment eben diese Gaststätte nicht zusagt, zu viele Bekannte ihres Mannes beispielsweise, die dort sitzen.

Das geht nur mit einer wirklich guten Organisation, das dürfen Sie mir glauben.

Meine eigene Wohnung scheidet aus naheliegenden Gründen aus. Da macht mein Sohn inzwischen keine Hausaufgaben mehr, statt dessen hat er mich eben ge-

fragt, ob er mit Jeanette noch ein bißchen DVD gucken könne. Das sind mir zwei Herzchen! Ob er mit ihr etwas anderes anschaut als den Zusammenschnitt der vergangenen Champions-League-Saison?

Vielleicht würde mein von einer Zerrung niedergestreckter Sohn das Herz meiner Kundinnen ja erst recht aufgehen lassen? Jetzt ist es jedenfalls an der Zeit, daß ich den beiden was zum Abendessen mache und dann in die Gänge komme, um meinen Geschäftstermin nicht zu verpassen.

Eine Renate. War bislang noch nicht dabei.

Was Neues. Man braucht ab und zu mal was Neues im Leben.

Vierzehn

Es ist ja auch alles in bester Ordnung. Rebekka liegt wahrscheinlich wieder im Bett ...

Die Kinder sind weg zum Geigenunterricht beziehungsweise zum Training. Clemens war tatsächlich zu Hause heute morgen, ich habe ihn auch nicht gefragt, wann er denn von Jeanette zurückgekommen ist. Und ich kann mich endlich an meinen Computer setzen.

Rebekka hat mir keine Mail geschickt, deshalb vermute ich, daß sie noch schläft oder irgend etwas anderes Schönes macht.

Besser gesagt, ich *hoffe*, daß es so ist. Ich hab' kein gutes Gefühl. Ich habe mich so blöd benommen, dabei habe ich weder einen Grund noch das Recht, etwas zu tun, daß Rebekka sich schlecht fühlt. Ich sollte ihr eine Mail schicken und mich entschuldigen. Vielleicht mache ich das nachher noch.

Dafür hat mir Agentur Zwo durchgegeben, wann und wo ich die genauen Informationen über meinen Auftrag erhalten werde. Morgen nachmittag um halb zwei. An der üblichen Stelle, wie es im Spionageroman heißen würde.

Morgen ist Sonntag. Manchen Leuten ist offenbar nichts heilig. Oder sie wissen nur zu gut, mit was für einem Atheisten sie es zu tun haben.

Aber halb zwei, da ist wenigstens Claudias hoffentlich

glorreiches Vorspiel schon zu Ende, und nach dem Termin schaffe ich es noch bequem bis zum Anpfiff von Clemens' Punktspiel, dem letzten in dieser Saison. Als Vizemeister hinter Dynamo steht Clemens' Mannschaft schon fest, und mein Sohn wird das alles mit hoffentlich gründlich entzerremt Oberschenkel zu Ende bringen, ehe er zum Meister wechselt. Und weil's ein Heimspiel ist, bin ich auch nicht als Chauffeur im Dienst.

Aber trotzdem, das muß ich schon sagen: Sonntag um halb zwei – sowas gehört sich eigentlich nicht.

Irgendwie habe ich ein komisches Gefühl dieses Mal, ein Gefühl, als ob unvermutete Schwierigkeiten auftreten würden.

Ich glaube, ich muß Ihnen jetzt doch noch den Hintergrund meiner Zusammenarbeit mit Agentur Zwo erklären. Wenn Sie das langweilen sollte, blättern Sie einfach etwas vor.

Genau besehen stand am Beginn der ganzen Geschichte ein Traum. Ein Alptraum. Einer, der sich immer und immer wieder bei mir einschlich und der mich jedesmal schweißüberströmt aufwachen ließ, vollkommen verängstigt und so fertig, daß man nicht mal richtig glücklich sein konnte, daß das alles nur ein Traum war. Ein hinterhältiger, böser, ungebetener Gast.

Also: Wie jeder brave Junge in der DDR war ich bei der Armee. Und wie jeder besonders brave Junge in der DDR, der unbedingt studieren wollte und dessen Zeugnis der elften Klasse nicht so aussah, daß man es als leuchtenden Ansporn für künftige Generationen hinter Glas in der Aula hätte ausstellen können, war ich drei Jahre bei der Armee. Werfen Sie mir ruhig vor, ich hätte keinen Widerstand geleistet: Ich wollte studieren und hatte nichts gegen das Land, in dem ich lebte. Das war's auch schon.

Es spielt keine Rolle, wo und bei wem ich meine 1096 Tage heruntergerissen habe – ja, ich hatte auch noch ein Schaltjahr drin. Ich habe sie irgendwie hinter mich gebracht, habe es als etwas Unumgängliches hingegenommen und habe mir später beim Studium oft genug in den Hintern gebissen, wenn ich Leute getroffen habe, die mit einem genauso durchwachsenen Zeugnis und mit nur achtzehn Monaten trotzdem ihren Studienplatz bekommen haben. Wahrscheinlich war ich einfach zu bequem, das zu versuchen.

Mit der Entlassung war es nur eben noch längst nicht vorbei. Gut, zu Beginn des zweiten Studienjahres würde es noch einmal für fünf quälend lange und stupide Wochen in ein Militärlager gehen, aber das wußte man und richtete sich darauf ein. Und war dann natürlich trotzdem überrascht, wie manch ein Mitstudent, mit dem man schon ein Jahr lang ruhig und sachlich studiert, diskutiert und hinterher in der Moritzbastei ein Bier getrunken hatte, sich dort im Lager als komplett größenwahnsinniges Rindvieh entpuppt hat, nur weil ein paar silberne Fetzen auf seiner Schulter prangten. Aber wie gesagt, diese Wochen waren vorher klar, darauf hatte man sich eingestellt.

Mit solchen Kleinigkeiten hat sich mein Alptraum nicht abgegeben.

In diesem Traum, der zum ersten Mal kurz nach meiner Entlassung überraschend und ungebeten zu Besuch kam und der anschließend mit boshafter Aufdringlichkeit alle paar Wochen wieder vorbeischaute, in diesem Traum stand ich an einem wolkenverhangenen Herbsttag in meiner alten versifften Armeebude, inmitten der Leute, die in den Jahren zuvor mit mir dort gehaust hatten, und uns wurde eröffnet, daß die weltpolitische Lage, die aggressive Politik des US-Imperialismus und seiner Bonner

Handlanger es leider unumgänglich machte, uns für weitere drei Jahre zum Reservedienst einzuziehen.

Für weitere drei Jahre.

Und in diesem Traum war alles vollkommen realistisch und trostlos – der Traum bezog, wie ich mich erinnere, sogar Gerüche mit ein, so daß ich selbst bei der achten oder fünfzehnten Wiederholung nie auf den erlösenden Gedanken gekommen bin, daß es ja nur ein Traum sei.

Ich habe nicht nachgezählt, wie viele Nächte mir dieser Traum ernsthaft versaut hat, so sehr versaut, daß die Stimmung auch nach dem Erwachen nicht besser werden wollte. Ich habe wahrscheinlich auch nicht nur einmal richtig geheult im Schlaf.

Was den Traum so ekelhaft machte war die Tatsache, daß dies alles ja hätte passieren können, wenn nicht gleich für drei Jahre, aber immerhin. Während des Studiums war man vor derartigen Späßen halbwegs sicher, aber was danach kam, konnte keiner voraussagen. Und je später das Schicksal oder das Wehrkreiskommando zuschlagen würde, um so schlimmer würde es werden. Der Gedanke konnte einem mitunter so richtig den Spaß am Leben verderben.

Und dann kam die Wende, und alles ging drunter und drüber. Alles schien mit einem Mal erlaubt und alles schien möglich, warum sollte es dann nicht auch möglich sein, diesen Alptraum endgültig loszuwerden? Ich war mir aber ziemlich sicher, daß ich selbst etwas dafür tun mußte. Ohne einen konkreten Plan zu haben und ohne überhaupt nachzudenken, bin ich also in den Zug gestiegen.

Da stand ich dann wieder in eben dieser versifften Bude von früher, in welcher in der Zwischenzeit noch so viele andere für schlechte Luft gesorgt hatten.

Ich hatte recht mit meiner Vermutung, daß alles mehr oder weniger unverändert wäre. Schließlich haßte die DDR im allgemeinen und die Nationale Volksarmee im besonderen nichts so sehr wie allzujähe Veränderungen.

Es war dort alles noch genau so, wie ich es kannte, obwohl es natürlich drunter und drüber ging: Der Klassenfeind war plötzlich überall, und man konnte nichts dagegen tun. Doch inmitten dieses Durcheinanders hatte ich keine Probleme, mich zurechtzufinden. Und ich muß wohl damals schon die Fähigkeit besessen haben, mit meiner Umgebung zu verschmelzen – man hat mich kaum wahrgenommen.

Als ich wieder zu Hause angekommen war, hatte ich ein paar nette Souvenirs in der Tasche. Daß auch der Traum sich aus meinem Leben verabschiedet hatte, das wußte ich natürlich noch nicht sofort. Obwohl ich schon beruhigt war: Dorthin jedenfalls würde mich sicher niemand mehr zur Reserve holen. Die Andenken aber waren dafür bestimmt, in dem Fall, daß der Alptraum plötzlich doch wahr werden sollte, ihm etwas entgegensetzen zu können.

Das größte Andenken war eine Kalaschnikow mit einklappbarer Schulterstütze und 120 Schuß Munition, ein paar davon Leuchtspur- oder sogar Panzerbrandgeschosse, das meiste jedoch einfache und solide siebenzweiundsechziger Mumpeln. Dann noch ein bißchen Kleinkram drumherum, in erster Linie Putzzeug, dazu Diopeter und ähnlicher Spielkram – was man halt so braucht, um eine Kaschi zu justieren und zu pflegen.

An besagtem Tag hatte ich wahrscheinlich nur den Gedanken: Wenn sie kommen und dich einziehen wollen, wenn sie wollen, daß du mit der Waffe das verteidigst, was eh' nicht mehr zu verteidigen ist, dann gehst du nicht mit. Dann wehrst du dich. Ob ich das wirklich ge-

tan hätte, scheint mir aus heutiger Sicht eher zweifelhaft, ich war damals schon mit Guinn zusammen und das Leben erschien mir viel zu lebenswert, um es in einem privaten Mini-Bürgerkrieg wegzuwerfen. Aber immerhin, der Gedanke, mich gegebenenfalls widersetzen zu können, die Mittel dazu zu besitzen, dieser Gedanke genügte schon, daß ich mich besser fühlte. Sicherer.

Ich hab' das Ding justiert und es dann in einem Wald, wo ich genau wußte, daß dort niemand rumrennt, ausprobiert. Sieben Schuß geopfert. Und, was soll ich sagen: Das gute Mädchen schießt dahin, wo ich will, daß es hinschießt.

Stimmt, »gutes Mädchen« ist wohl kein besonders treffend gewählter Begriff. Ich hege weiß Gott keine erotischen Gefühle für harten Stahl, aber ich habe meine Kalaschnikow auch während der Armeezeit immer »mein gutes Mädchen« genannt, das gab dem Ganzen in einem sehr unpersönlichen Umfeld etwas Persönliches.

Ich habe die Kalaschnikow also ausprobiert und gesehen, daß alles gut war. Danach habe ich sie in den Keller gepackt und seitdem zweimal pro Jahr herausgeholt, auseinander genommen, eingeeölt, wieder zusammgebaut und weggestellt.

Das Ding war für mich eine Versicherung, wofür oder wogegen auch immer. Mehr nicht. Ich habe noch nicht einmal Guinn etwas davon erzählt. Und wenn ich mir nicht regelmäßig am Jahresbeginn den 12. 4. und den 12. 10., zwei willkürliche Daten, mit einem »K« im Kalender gekennzeichnet hätte, was heißen sollte: Kaschi putzen, wer weiß, wahrscheinlich hätte ich sie irgendwann ganz und gar vergessen dort im Keller, inmitten von all dem anderen Plunder.

Und dabei hätte es auch sehr gut bleiben können, wenn ich doch nur öfter mal meine Klappe gehalten hätte.

Ich habe Ihnen ja schon mehrfach erzählt, daß Jana mich in den vergangenen Jahren immer wieder mal getestet hat. Qualitätskontrolle, wenn auch nicht unbedingt: meine Hand für mein Produkt.

Das sind immer ganz entspannte Abende. Wir schlafen miteinander, albern zwischendurch ein wenig herum, essen und trinken eine Kleinigkeit und reden eine ganze Menge dummes Zeug. Manchmal auch ernsthaftes Zeug. Und manchmal, meinerseits, zu viel. Ich habe ja schon erwähnt, daß man Jana gerne einfach alles erzählt.

Es muß gleich bei einem dieser ersten Male gewesen sein, daß ich ihr gesagt habe, daß der Job mir zwar ganz angenehm sei, daß das aber wohl nichts für die Ewigkeit wäre; daß ich das nicht lange durchhielte. Was nützte mir schließlich der schönste Gelderwerb, wenn ich dem Finanzamt kein Papier ... aber ich glaube, diese Begründungszusammenhänge hatten wir schon.

Ich würde mir also wieder irgendeine Anstellung suchen müssen. Und es war klar, daß ich dann wohl nehmen müßte, was immer mir vom Arbeitsamt angeboten würde, und dann hätte ich wahrscheinlich weder die Zeit noch die Nerven für Janas Aufträge.

Ich kann nicht sagen, daß Jana über diese Mitteilung erfreut gewesen wäre. Ich hatte gerade meine ersten drei oder vier Aufträge ausgeführt, und die Rückmeldung von seiten der Kundinnen mußte positiv ausgefallen sein. In jedem Fall hatten sie anstandslos gezahlt, auch wenn sich die wirkliche Qualität der Auftragserfüllung erst in ein paar Monaten erweisen würde. Es war wohl der Gedanke daran, wie viele Geheimnisse sie schon kannte und wie viele es noch werden könnten, der Jana nicht so recht glücklich darüber aussehen ließ, daß ich so kurz nach Arbeitsantritt schon wieder kündigen wollte. Jana sammelt wahrscheinlich Geheimnisse wie andere Leute Briefmarken.

Anschließend haben wir über verschiedene Möglichkeiten gesprochen, wie ich meine Talente, falls ich welche besaß, anderweitig nutzen könnte, und was im schlimmsten Fall für Folgen zu erwarten wären. Vielleicht wäre ein Bankraub zu überlegen, wobei sicherlich auch da das Finanzamt sicher ...

Auf Grund von Janas Art gehe ich davon aus, daß ich ihr gegenüber an diesem Abend das Bündel in meinem Keller erwähnt habe. Nicht so sicher bin ich allerdings, ob der folgende Dialog auch noch an demselben Abend stattgefunden hat oder kurz darauf. Stattgefunden jedenfalls hat er, und zwar so:

»Und, würdest du das Ding auch benutzen?«

»Sicher, sonst hätte ich es längst schon weggeworfen.«

»Und wann würdest du?«

»Kommt darauf an. Im Notfall ... wenn ich nur so meine Kinder retten könnte ... ich habe noch nicht so genau darüber nachgedacht. Aber tun könnte ich es wahrscheinlich.«

»Huch«, lachte Jana, »dann muß ich dir gegenüber ja vorsichtig sein! Aber ich liebe gefährliche Männer ...«

Egal also, wann diese Unterhaltung tatsächlich stattgefunden hat, am nächsten Morgen jedenfalls sagte Jana: »Weißt du, Robert, ich möchte einfach, daß unser kleines Spiel noch ein paar Runden weitergeht. Es macht zu viel Spaß, um jetzt schon aufzuhören. Und: Ich kann zwar nicht zaubern, aber für dich werde ich versuchen, ein bißchen zu hexen.«

Vierzehn Tage darauf trat Agentur Zwo in mein Leben, ich hatte das erste Angebot im Briefkasten. Das war übrigens das einzige Mal, daß die den Postweg benutzt haben. Ich war verwirrt, so ernst hatte ich das alles doch weder gemeint noch genommen. Zunächst bat ich Agentur

Zwo, ein bißchen konkreter zu werden. Wieder eine Woche später hatte ich einen Umschlag in den Händen, in dem sich exakte Informationen befanden sowie ein Werksvertrag über Archivrecherchen im Wert von 3280 DM, der sowas von ordentlich war, daß selbst der pingeligste Finanzbeamte Dresdens davor nur würde niederknien können. Wo das herkommt, gibt es noch mehr davon, stand auf einem beiliegenden Zettel.

Sagen Sie selbst, hatte ich da noch eine Wahl?

Zumal es ja, wenn auch nur in einem sehr übertragenen Sinn, tatsächlich darum ging, meine Kinder zu retten.

Und seitdem, ich weiß, das klingt jetzt nicht sonderlich schön, aber seitdem muß ich hin und wieder auch mal jemanden totschießen.

Nein, das klingt wirklich nicht besonders freundlich. Es ist ja auch nicht so, daß ich gewaltig stolz darauf bin. Es ist, wie es ist.

Ein- bis maximal zweimal im Jahr kommt ein Auftrag, und dann gehe ich los und erschieße jemanden. Falls die Munition weiterhin funktioniert – denn die Munition, nicht das Gewehr ist der kritische Punkt, an dem ich irgendwann eine Pleite erleben könnte –, dann kann das auch noch eine ganze Weile so gehen.

Es wäre unangebracht, Ihnen meine Haltung zur Todesstrafe und dergleichen aufschwätzen zu wollen. Ich will jetzt auch gar nicht um Ihr Verständnis buhlen. Das werde ich nicht bekommen, und das ist auch in Ordnung so. Bleiben wir einfach bei den nackten Fakten.

Die Agentur Zwo fragt also an, ob ich Interesse und Zeit hätte, und dann bekomme ich an so einem Tag wie morgen genaue Informationen. Die gucke ich mir an, gebe der Agentur ein Zeichen, daß alles richtig angekommen ist, und dann geht die Recherchearbeit los.

Nein, ich weiß nicht, wer sich hinter Agentur Zwo verbirgt. Ich habe noch nie jemanden von dieser Firma zu Gesicht bekommen. Und Jana behauptet, auch nichts Genaueres zu wissen. Und nein, ich weiß nicht, nach welchen Kriterien Agentur Zwo die Kunden auswählt. In diesem Punkt allerdings habe ich einen gewissen, wenn auch ziemlich geringen Einfluß.

Ich weiß nur, in den vergangenen fünf Jahren habe ich, juristisch gesehen, acht Morde begangen, und jedesmal war das Opfer ein Mann um die Fünfzig in, wie es so schön heißt, materiell sehr gesicherten Verhältnissen. Verhältnissen, die ich trotz allem noch lange nicht erreicht habe.

Für morgen erwarte ich die Informationen über den nächsten Auftrag. Ich habe es ja schon erwähnt, das mulmige Gefühl diesmal, ganz so, als ob es hier ernste Probleme geben könnte. Das kann aber auch daran liegen, daß ich durch das Schreiben öfter über die ganze Sache nachgedacht habe, als es gesund ist. Oder vielleicht werde ich einfach nur alt und sentimental.

Ein guter Psychiater könnte mir sicherlich bescheinigen, daß ich aus Sozialneid heraus handle. Ob ich im Ernstfall damit durchkommen oder zumindest mildernde Umstände erlangen könnte, das wage ich allerdings zu bezweifeln. Daran zu denken, geschnappt zu werden, das kann ich mir eh nicht leisten. Ich habe schließlich eine Familie zu ernähren.

Nach dem ersten erledigten Auftrag von Agentur Zwo habe ich mich das letzte Mal in meinem Leben so richtig gnadenlos betrunken. Weil mir hinterher nämlich erst klargeworden war, daß mir ab jetzt Lebenslänglich droht. Und weil ich mir nicht vorstellen konnte, *nicht* geschnappt zu werden. Ein halbes Jahr lang habe ich mir beim Anblick eines Polizisten fast ins Hemd gemacht.

Und dann hat mich doch keiner der Polizisten festgenommen.

Bis heute noch nicht, wie Sie sehen. Da wird man etwas sicherer. Nur zu sicher sollte man nicht werden, denn dann geht garantiert etwas schief.

Acht Tote in fünf Jahren, jedes Mal mit einer Kalaschnikow erschossen. Und alles Leute, nun ja, dem Augenschein nach, aus der Geschäftswelt und mit nicht immer völlig legalen und am Ende ja auch ziemlich ungesunden Geschäftsbeziehungen. Das legt doch den Gedanken an die Russenmafia nahe, finden Sie nicht auch?

Wer weiß denn, alle reden von ihr, aber vielleicht gibt es die Russenmafia ja gar nicht? Vielleicht war das immer nur ich?

Was die konkrete Ausführung betrifft, so habe ich festgestellt, daß sowohl die Verfasser der diesbezüglichen Trivilliteratur als auch die Filmemacher keine Ahnung haben.

Oder vielleicht macht es die Konkurrenz ganz anders, bei mir jedenfalls ist es nicht so, daß ich da hingeh, die Kalaschnikow auf Dauerfeuer gestellt habe und mit dem Opfer auch gleich noch das komplette Interieur samt sonstigen Insassen durchsiebe.

Könnte ich mir auch gar nicht leisten, ich habe keine Ahnung, woher ich neue Munition bekommen sollte. *Ein Schuß* muß reichen. Und das hat er bislang auch noch immer getan. Ein einfacher, genauer Schuß.

In der Vorbereitung sind für mich immer zwei vorrangige Fragen zu klären, für deren Beantwortung mitunter sehr lange Recherchen notwendig sind.

Erstens: Jedem Menschen ist eine gewisse Regelmäßigkeit zu eigen. Jeder Mensch neigt zu festen Mechanismen im Handeln, wahrscheinlich, weil er ansonsten mit dem Nachdenken gar nicht mehr hinterherkommen

würde. Jeder Mensch hat Orte, die er regelmäßig aufsucht, und manche davon, darauf kommt es besonders an, besucht er allein. Glauben Sie mir oder nicht, kein Mensch läßt sich vierundzwanzig Stunden ununterbrochen absichern und bewachen. Zumindest nicht in der Liga, auf welche mich Agentur Zwo ansetzt.

Zweitens: Wenn man derartige Regelmäßigkeiten erkannt hat, die zwar nicht gerade täglich, aber doch vorhersehbar auftreten, dann steht die Frage: Gibt es einen Platz in etwa zweihundert Metern Entfernung, von welchem aus man alles gut im Blick hat? Zweihundert Meter sind die Entfernung, aus welcher ich mich mit meinem Werkzeug am sichersten fühle. Es kann auch ein wenig näher sein, aber nur ungern. Die Kalaschnikow ist eine prima Waffe, nur das Umklappen der Schulterstütze und das Einführen des Magazins gibt manchmal ein gemeines metallisches Klacken, das man selbst bei größter Vorsicht nicht verhindern kann. Aus zweihundert Metern ist davon dann allerdings nichts zu hören. Der Platz sollte zudem so sein, daß man dort weitgehend unbemerkt ein paar Stunden warten kann und daß man schnell und bequem zu Fuß auch wieder wekommt.

Und es hat tatsächlich auch schon Fälle gegeben, in denen diese Dinge beim besten Willen nicht unter einen Hut zu bekommen waren.

Dann gibt es nur eins: Ich gebe den Auftrag zurück. Zweimal habe ich das bisher gemacht.

Dann gibt es kein Geld, nur einen kleinen Werksvertrag als eine Art Aufwandsentschädigung. Und damit vergesse ich alles, vergesse es so gründlich, daß ich nicht einmal interessehalber nachforsche, ob jemand anderes den Auftrag später dann ausgeführt hat.

Und trotz der zwei Rückgaben hat Agentur Zwo noch immer Vertrauen zu mir.

Ich habe ja gesagt, auf die Wahl der Opfer habe ich in eng begrenztem Maße Einfluß. Ich habe mal so etwas wie Bedingungen aufschreiben dürfen, so eine Art Wunschzettel: nicht im Stadtgebiet und nicht weiter weg als dreihundert Kilometer von Dresden, keine Frauen, keine Kinder, keine Familienstreitigkeiten. Bisher hat die Agentur diese Wünsche noch immer respektiert.

Daß mir bei meinen Recherchen meine Unauffälligkeit hilft, muß ich wohl nicht extra betonen. Ich habe ganz zu Beginn die Situation in der Gaststätte beschrieben, wenn mich der Kellner auf dem Weg zur Theke schon vergessen hat. Worüber sich andere Menschen wahrscheinlich heillos aufregen würden, das ist für mich ein wahrer Quell der Freude.

Und noch etwas hilft mir bei meinen Recherchen: das Internet. Wenn auch die Ausführung mit der Kalaschnikow am Ende derart altmodisch ist, daß es anderen wahrscheinlich schon peinlich wäre, so ist doch die Vorbereitung, die Informationsbeschaffung immer halbwegs auf den neuesten Stand. Den Anfang dafür habe ich damals noch bei Guinn mitbekommen, den Rest habe ich mir nach und nach selbst beigebracht. Ich bin Historiker. Und als solcher weiß ich: Die Geschichte wimmelt von Beispielen, in denen der Klügere dem Dummen unterlegen war, nur weil er die technische Entwicklung verschlafen hat.